

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-644-40474-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

«Fiona kennen heißt, sie zu lieben und den Hut zu ziehen vor der Intelligenz und dem Sprachwitz ihres Erfinders, der sich darauf versteht, spannende und vertrackte Fälle zu konstruieren, damit sich seine Protagonistin bei weit überdehnter Auslegung ihrer Befugnisse und nicht selten auf eigene Kosten körperlich und seelisch komplett verausgaben kann.» *(FAZ)*

«Die Serie mit Fiona Griffiths gehört zur absoluten internationalen Spitzenklasse und zu den besten Kriminalgeschichten der Gegenwart.» *(CULTurMag)*

«Ein Lesevergnügen für unkonventionelle Grenzgänger.» *(Der Standard)*

«Harry Bingham's <Fiona> ist ein wahrlich großes Projekt.» *(Deutschlandfunk Kultur)*

«Die aufsehenerregendste Krimiheldin unserer Zeit.» *(The Sunday Times)*

«Eine der unglaublichsten und gleichzeitig bewegendsten Ermittlerinnen, denen man je begegnet ist.» *(The Washington Post)*

«Suchen Sie eine harte, überzeugende Geschichte über eine Ermittlerin, die Lisbeth Salander in Sachen Mut und Entschlossenheit gleichkommt? Sie haben sie gefunden.» *(USA Today)*

«Eine der faszinierendsten Frauenfiguren in der Literatur der letzten Jahre.» *(Kirkus Reviews)*

Harry Bingham

FIONA
DAS TIEFSTE GRAB

Kriminalroman

Aus dem Englischen
von Andrea O'Brien und Kristof Kurz

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2017
unter dem Titel «The Deepest Grave»
bei Orion Books / Orion Publishing Group Ltd., London.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Hamburg, Oktober 2019
Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
«The Deepest Grave» Copyright © 2017 by Harry Bingham
Covergestaltung bürosüd, München
Coverabbildung Hayden Verry / Arcangel
Satz aus der Mercury bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-499-27509-8

Inhalt

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 1

Cardiff, März 2016

Jon Breakell hat gerade sein Meisterstück vollbracht. Die *Mona Lisa* der Bürokunst.

Das fragliche Werk ist ein Dinosaurier aus Papierklammern, verbogenen Kugelschreiberinnereien und aufgereihten Radiergummis, die Jon spitz geschnitzt hat.

«Ta-da», sagt er.

Tritt einen Schritt zurück. Bewundert sein Kunstwerk.

«Findest du, er braucht noch Krallen?», fragt er. «Aus Büroklammern vielleicht?»

Er macht sich daran, Büroklammern in Stücke zu brechen. Tüftelt an der Krallenproblematik herum.

Törichter Narr. Spielkind.

Während Jon mit gesenktem Haupt und Akribie seinem Hobby frönt, krame ich den *Bogen des Bösen* hervor. So hat Jon die Armbrust getauft: ganze sechs extrastarke Gummibänder und eine komplette Schachtel zusammengeklebter Bleistifte. Das Ding ist ein bisschen zu biegsam geraten, kapultiert aber das kleine Metallendstück vom Whiteboard bis zu zehn Meter weit durchs Zimmer, was dicke reicht, denn Jons Schreibtisch steht viel näher.

Jon steckt die Büroklammerspitzen in die Papierklammern und befestigt alles vorsichtig an dem bereits arg wackeligen Dino. Das Ding gerät kurz bedenklich ins Schwanken und kippt fast um, doch nachdem Jon noch einmal Hand angelegt hat, steht das Konstrukt stabil.

«So!», sagt er voller Stolz.

Berechtigterweise. Das ist zwar nicht sein erster Dino, aber zweifellos sein größter und bester. Er hat den ganzen Vormittag dafür gebraucht.

Aber ich bin Jägerin, und mein Herz kennt keine Gnade.

Ich spanne den Bogen des Bösen so fest, dass die Bleistifte knirschen. Jon dreht sich halb zu mir um, wahrscheinlich, um seinen wohlverdienten Beifall zu ernten.

Dreht sich weit genug, um zu erkennen, was als Nächstes kommt.

Der Bogen, zum Zerreißen gespannt. Das Vibrieren der Gummibänder. Das Endstück, wie es durch die Luft saust und den Dino mitten in den ungeschützten Bauch trifft. Eine Explosion. Überall metallene BüROUTENSILIEN und spitz zugeschnittene Radiergummis. Das Endstück am Boden, die tödliche Mission vollbracht.

«Fi!», ruft Jon. «Verdammte Scheiße!»

«Das ist der Bogen des Bösen», erkläre ich. «Er ist eben böse.»

«Verdammte Scheiße», wiederholt Jon, während er die sterblichen Überreste des Dinos auf Knien unter seinem Schreibtisch zusammenklaubt.

Dennis Jackson, der mittendrin das Büro betritt, wird Zeuge unseres kleinen Tableaus: ich, Jon und die verstreuten Knochen des Opfers.

Dennis Jackson: mein Chef. Der Detective Chief Inspector, der unserer munteren Meute vorsteht, der König dieser kleinen Welt. Eine Welt, in der es eigentlich um Ermittlungsarbeit und die Verfolgung von Gewaltverbrechen gehen sollte, doch leider sind die Bewohner Cardiffs zu brav, zu devot, zu phantasielos in ihrer Gesetzestreue, um genügend Straftaten aus der Kategorie «Schwerverbrechen» zu begehen.

«Was zum Teufel ist denn hier los?»

Ich betrachte die Bogensehne. «Wir sorgen für Ordnung, Sir! Unsere Pflicht und Ehre.»

Jackson beißt sich auf den Daumen. Es sieht aus, als würde er sich gerade eine langweilige Bemerkung überlegen, irgendwas darüber, dass er uns nicht für die Erschaffung und den Abschuss von Dinosauriern bezahlt.

Die äußert er zwar nicht laut, aber allein das Nachdenken darüber geht ihm offenbar auf die Nerven.

Er fummelt an dem Papierstapel herum, der auf meinem Schreibtisch thront. Ganz oben steht eine Zahl, mit blauem Kugelschreiber hingemalt, dicke, fette Ziffern, ein paar mal umkringelt und schraffiert: 453. Auf dem Blatt darunter prangt die nächste Zahl, allerdings in Schwarz: 452. Und so weiter. Ganz unten kommt schließlich ein Papier mit der Aufschrift: *19. Dezember 2014, Rhydwyn Lloyd. Ruhe sanft!*

Vierhundertunddreiundfünfzig Tage seit meiner letzten richtigen Leiche.

Jackson sagt: «Machen Sie das etwa immer noch? Sie hatten doch erst vor vier Wochen einen versuchten Mord in Llanrumney. Gary Wieauchimmererhieß.»

Damit erntet er lediglich ein Kopfschütteln. Wie kann man einen versuchten Mord mit einem echten Mord gleichsetzen? Allein das Attribut «versucht» ist total daneben. Als wollte man damit das Versagen des Täters schönreden. Dieses Vergehen ist praktisch das Gegenteil von Mord. Nicht nur das: Dieser Typ, Gary Wieauchimmererhieß, war blöd genug, jemanden im Suff vor rund fünfundzwanzig Zeugen mit dem Messer zu bedrohen, und die gesamte Ermittlung bestand daraus, Gary Schrumpfhirn in ein Verhörzimmer zu setzen, ihn anzuweisen, er solle eine vollständige Aussage machen, und sich dann seine sterbenslangweilige, mit Wiederholungen gespickte Leier vom Tathergang anzuhören.

Ich bin ja bereit anzuerkennen, dass die Zerstörung von Dinosauriern aus Papierklammern nicht ganz zu meiner Stellenbeschreibung gehört, aber Schwerverbrechen gehören definitiv dazu, und DCI Dennis Jackson, so lieb und nett er sein mag, hat eindeutig gegen seinen Teil des Vertrags verstoßen. Seit ewigen Zeiten hat er mir keine vernünftigen Morde mehr geliefert.

Das sage ich ihm natürlich nicht, außerdem hat sich Jackson schon anderen Themen zugewandt.

Er nimmt ein leeres Blatt vom Papierberg neben dem Drucker und fummelt an meinem Stiftebecher herum, den mir der weihnachtliche Büro-Wichtel im Dezember beschert hat. Auf der einen Seite steht «Grammatikpolizei», auf der anderen «Achtung! Ich korrigiere heimlich deine Grammatikfehler!» Jemand hatte damals das Wort «heimlich» mit schwarzem Tesafilm überklebt.

Jackson zieht einen Kuli aus dem Becher und kritzelt auf das Papier, bis die Mine wieder schreibt.

Dann zerknüllt er das Blatt mit der Nummer 453 und wirft es in den Mülleimer. Auf das frische Papier schreibt er: *16. März 2016, Gaynor Charteris. Ruhe sanft!*

Und legt es stattdessen oben auf den Stapel.

«Gaynor Charteris», sage ich. «Was ist damit? Untersuchung durch den Gerichtsmediziner?»

Ich weiß, das ist unklar formuliert. Meine innere Grammatikpolizei hat sich bereits über diesen Satz hergemacht und ihn in Handschellen gelegt – aber Jackson weiß, was ich meine: Ein nicht geklärt Todesfall muss vom Gerichtsmediziner untersucht werden, und die meisten solcher Fälle erfordern außerdem die Mitarbeit der Polizei, wenn auch nur am Rande. Jackson weiß außerdem, dass solche Sachen für mich nicht zählen.

«Ja, selbstverständlich ist eine Untersuchung durch den Gerichtsmediziner erforderlich», sagt er.

«Okay. Lassen Sie mich raten: Irgendeine Omi ist auf der Treppe ausgerutscht, und jetzt sollen wir offiziell verkünden, dass es sich um einen Unfall gehandelt hat.»

«Ich kenne zwar die Einzelheiten nicht, aber soweit ich weiß, waren die Todesumstände in diesem Fall nicht ganz unverdächtig.»

Meine Miene verzieht sich, unfreiwillig. Keine Ahnung, was genau sie ausdrückt und welche Signale das aussendet.

Ich ringe mir ein paar Worte ab. «Nicht ganz unverdächtig, Sir? Was meinen Sie? Ein offenes Fenster, ein paar fehlende Gegenstände, so was in der Art?»

«Hm. Keine Ahnung, ob es offene Fenster gab oder so was. Darüber hat man mich nicht in Kenntnis gesetzt. Aber der Uniformierte, der am Tatort gewesen ist, hat mir berichtet, dass die Frau offenbar geköpft wurde. Vermutlich müssen wir erst die forensische Untersuchung abwarten, um sichere Aussagen treffen zu können, aber es hat den Anschein, als hätte es sich bei der Tatwaffe um ein Ritterschwert gehandelt. Natürlich stehen unsere Ermittlungen noch am Anfang, doch ich lehne mich jetzt mal aus dem Fenster und behaupte, dass Gaynor Charteris vermutlich nicht auf irgendeiner Treppe ausgerutscht ist. Und es wäre schön, wenn Sie beide sich wie erwachsene, professionelle Ermittler benehmen, Ihre Hinterteile ohne Fehlritte in Richtung Tatort bewegen und sich so verhalten könnten, dass ich nicht in Versuchung gerate, Ihnen die Gurgel umzudrehen.»

Er hat seine Predigt noch nicht beendet, da stehe ich schon fix und fertig vor ihm, die Tasche über der Schulter, die Autoschlüssel in der Hand.

Kapitel 2

Dinas Powys.

Ein relativ großer Ort in der Nähe von Cardiff. Ein bewaldetes Tal. Ein kleiner Hügel.

Die Straße, die wir suchen, ist eine Sackgasse. Zwei Reihen fröhlicher Doppelhaushälften. Betonierte Zufahrten und kleine Carports. An die Bäume getupfte Weidenkätzchen. Auf einer niedrigen Mauer leckt sich ein roter Stubentiger an den einschlägigen Stellen.

Ein Haus ist von Absperrband umzäunt.

Ein paar Polizisten. Gemurmelter Funkverkehr.

Und offizielle Fahrzeuge, natürlich. Zwei Streifenwagen, ein Transporter der Kriminaltechnik, die Türen offen, steht quer und blockiert die halbe Straße. Und ein silberfarbener Opel Astra, ähnlich nachlässig abgestellt, die Vorderräder auf dem Gehweg.

Die kunstvoll inszenierte Kulisse signalisiert die Anwesenheit von Zivilbeamten, möglicherweise ist auch der leitende Amtsarzt zugegen oder, wahrscheinlicher, der dem Fall zugeteilte Detective Inspector.

«Das ist garantiert Jones. Darauf kannst du einen lassen», sagt Jon. «Bleddyn Blödmann Jones.»

Bleddyn Blödmann Jones: ein Detective Inspector, den sie vor Kurzem aus Bridgend zu uns versetzt haben. Ist eng mit dem Chief Constable befreundet, wie man aus unzuverlässigen Quellen in Cathays hört. Natürlich habe ich den Typen schon im Büro rumstrunzen sehen, und wir sind uns schon begegnet, aber ich weiß kaum etwas über ihn. Mir fällt allerdings auf, dass Jon, der ihn besser kennt, nicht gerade ein Freudentänzchen aufführt.

Wir parken und begeben uns zum Haus.

Die Kriminaltechniker lassen uns jedoch nur mit Papieroveralls, Überschuhen und Masken hinein, und wie im-

mer hat niemand daran gedacht, einen Overall in meiner Größe mitzubringen. Das Ding, in das ich schließlich tauche, ist mir zehn Meter zu groß und hängt mir wie ein Fallschirm vom Körper.

Wir betreten den Tatort.

Ein unaufgeregter, beigefarbener Teppich. Es geht nach oben. Mäntel, ordentlich an Haken aufgehängt. Nur Damenmäntel. Darunter aufgereiht ein Paar Stiefel und schlammige Wanderschuhe. An der Wand ein präraffaelistischer Druck: eine gelangweilt dreinblickende Frau am Webstuhl vor einem großen runden Fenster.

Jemand trampelt oben herum, aber der größte Lärm kommt aus dem Wohnzimmer. Jon streckt den Kopf zur Tür herein. «Jon Breakell und Fiona Griffiths», verkündet er. «Gerade eingetroffen.»

Jemand bittet uns herein.

Früher war das Zimmer sicher mal geschmackvoll eingerichtet. Gemütlich. Aufgeräumt. Möbelgeschäft mit persönlichem Touch: altes Steingut, römische Münzen im Schaukasten, Drucke von einem mittelalterlichen Fest oder Wettbewerb.

Aber der Anblick, der sich jetzt bietet, lenkt uns vom Chesterfield-Sofa und dem handgeknüpften Perser ab. Der Couchtisch ist umgekippt, die Lampe liegt am Boden. Und im Zentrum befindet sich der größte Blickfang: eine Frauenleiche, und zwar dort, wo wohl einst der Couchtisch gestanden hatte. Ich sage Leiche, aber was wir sehen, ist tatsächlich nur der Korpus. Der Kopf der Toten thront auf einer kleinen Kommode in der Ecke, Blut und Hirnmasse triefen auf den Computerkabelsalat, der hinter dem Möbelstück herunterhängt.

Der Kopf trägt eine graue, blutbesudelte Kurzhaarfrisur. Nussbraune Augen, alle Lichter aus. Der Mund deutlich nach unten verzogen. Vielleicht sah sie auch lebendig so aus. Oder die Muskeln sind nach dem Tod erschlafft. Kei-

ne Ahnung, jedenfalls wirkt sie erschrocken oder verärgert, als stünde sie kurz davor, denjenigen zur Schnecke zu machen, der ihr den Teppich so versaut hat.

Neben der Leiche liegt ein Degen, oder vielmehr ein antikes Ritterschwert, wie Jackson es genannt hat. Und in der Leiche, tief in ihrer Brust, stecken drei Speere.

Die Speerspitzen wirken ebenfalls antik. Sie haben das von Jahrhunderten gezeichnete Aussehen ausgegrabener und gereinigter Museumsexponate. Die Schäfte sind allerdings kurz und offensichtlich neueren Datums. Helles Holz. Besenstiele, zweckentfremdet.

Auf den ersten Blick sieht es nicht so aus, als hätten die Speere bei der Tötung eine Rolle gespielt. Natürlich ist das Zimmer voller Blut. Das meiste davon rinnt aus dem Stumpf, dazu gibt es eine Menge Schleuderspuren, die beim Abhacken entstanden sind. Aber aus den Speerwunden läuft kaum Blut, woraus ich schließe, dass der Rumpf zum Zeitpunkt der Speerverletzungen schon weitestgehend ausgeblutet war.

Gern - liebend gern - hätte ich noch viele Stunden allein mit der Leiche hier verbracht, aber da kommt Jones schon angelaufen, die bösen Bartzipfel in seinem kleinen Terrier-gesicht wackeln aufgeregt hin und her.

Er spricht, als zitiere er eine Aktennotiz, aus vorgefertigten Textbausteinen zusammengesetzt. Die Eckdaten kommen wie aus der Pistole geschossen, Überschrift, Unterüberschrift, Checkliste.

«Name der Toten: Gaynor Charteris», sagt er, «Dr. Charteris. Keine Ärztin, nur Dozentin für Archäologie an der Open University. Vielleicht auch woanders, wir ermitteln gerade. Einzige Gemeldete an dieser Adresse. Geschieden, zwei erwachsene Kinder, vermutlich im Ausland. Alter der Verstorbenen: dreiundfünfzig Jahre. Keine bekannten finanziellen Probleme. Keine bekannten Konflikte. Es wurden keine Kampfgeräusche gemeldet.

Rektaltemperatur entspricht der Umgebungstemperatur, also Todeszeitpunkt vor ca. zwölf Stunden. Rigor mortis noch in zwei größeren Muskelgruppen vorhanden, daher gehen wir von maximal vierundzwanzig, dreißig Stunden aus, ist aber bei so massivem Blutverlust nicht klar zu begrenzen. Genauere Schätzungen folgen in Kürze.

Todesursache und Mordwaffe sind offensichtlich. Mordwaffe war möglicherweise bereits vorhanden ...» - er deutet mit dem Kopf auf die leere Wand, wo Befestigungen darauf hindeuten, dass hier einmal ein Schwert gehangen haben könnte - «... aber Bestätigung steht noch aus. Keine Anzeichen eines Einbruchs, was nahelegt, dass der Täter das Opfer gekannt hat.»

Seine Bullet Points sind vorübergehend aufgebraucht. Der Abzug klickt, aber nichts passiert.

Ich deute mit dem Kopf auf die Kommode, wo das Haupt von Dr. Charteris aus den letzten Löchern tropft. Dahin, wo eine Menge Kabel herunterhängen, aber kein Computer steht, kein Laptop, kein Telefon, kein iPad.

Charteris schnalzt vor Empörung leise mit der Zunge.

«Diebstahl?»

«Wahrscheinlich. Wir haben weder Bargeld noch Bankkarten, Handy oder Hardware gefunden. Aber der Kram ist nicht so viel wert.»

Statt weiterer Ausführungen zuckt er die Achseln, doch es ist klar, was er damit sagen will. Ja, kann sein, dass jemand einer alleinstehenden Frau mittleren Alters Computerzeug im Wert von ein paar hundert Pfund klaut, aber nein, es ergibt keinen Sinn, ihr dafür den Kopf abzusäbeln, wenn am Ende nur ein gebrauchter Laptop und ein paar Bankkarten dabei rausspringen.

Er lädt nach und feuert weiter. «Offensichtlich war der Täter geistig gestört, oder es handelte sich um eine Art Ritualmord. Im ersten Fall kommt der Mörder aus der Gegend, denn niemand kommt für einen Raubzug extra her-

gefahren. Also müssen wir die Nachbarn befragen. Geistliche. Ärzte in der Nähe. Psychologen. Fiona, Sie kümmern sich darum. Ich gebe Ihnen drei Uniformierte an die Hand. Bleiben Sie mit mir in Verbindung. Ich will regelmäßige Berichte.

Jon, Sie untersuchen den rituellen Aspekt. Das geht vom Schreibtisch aus. Sehen Sie in der staatlichen Polizeidatenbank nach, rufen Sie bei der National Crime Agency an, vielleicht haben die schon mal etwas Ähnliches gehabt. Und nehmen Sie Kontakt mit Interpol auf, vielleicht ist der Täter Ausländer. Alles klar? Haben Sie verstanden? Ja?»

Ich glaube, er erwartet ein «Jawoll, Sir!» und dass wir wie zwei gehorsame Paradeponys davontraben, aber da hat er sich geschnitten.

«Darf ich mir den Tatort genauer ansehen, Sir? Ich würde gern ein Gefühl für den Täter bekommen.»

Jones' Blick ist irgendwie ausschweifend genug, um mich, den kopflosen Rumpf, den rumpflosen Kopf, die Unmengen Blut, das Schwert und die Speere zu erfassen und mich wortlos zu fragen, ob ich nicht genug gesehen habe und was ich noch brauche, um ein *Gefühl für den Täter* zu bekommen.

Aber weil er nichts sagt und ich mich nicht wie ein Kätzchen zusammenrolle und Miau mache und weil es zu den Regeln gehört, dass sich die wichtigsten Personen in einer Ermittlung mit dem Tatort vertraut machen, nickt er mir schließlich zu.

«Fünf Minuten, dann instruieren Sie Ihr Team!»

Er trollt sich und geht jemand anderem auf den Senkel.

Jon scharrt mit den Hufen, schüttelt die hübsch geflochtene Mähne und trabt dann wie ein Paradepony davon.

Ich widme mich zunächst der Leiche, natürlich ohne in irgendwelche Blutspuren zu treten, obwohl das leichter klingt, als es ist.

Gaynor Charteris' Hände sind sauber und leicht gebräunt, sogar jetzt im März, in Wales, und das trotz ihrer Leichenblässe. Ihre Fingernägel kurzgeschnitten und von einem gewissen Grau, das ich mit ständigen erfolglosen Reinigungsversuchen verbinde. Vermutlich, weil sie oft bei Ausgrabungen mitgearbeitet hat. Sie hat einen nicht mehr jungen, aber sehnigen Körper, wie Leute, die sich überwiegend im Freien aufhalten. An Orten wie diesem sind das meist Hundebesitzer, aber hier sehe ich keine Anzeichen davon. Keine Leine im Flur, keine Haare auf dem Sofa.

Die Schnittwunden am Hals sind auch interessant. Wie es aussieht, hat man ihr zuerst mit einer scharfen Waffe in einer einzigen Bewegung die Kehle durchgeschnitten. Es gibt allerdings auch andere Spuren, vermutlich durch mehrere Hiebe entstanden, als man ihr den Kopf abgehackt hat. Es ist schwierig, das Schwert mit Latexhandschuhen zu betasten, aber es fühlt sich ziemlich stumpf an. Mehr Dekorationsgegenstand als Waffe. Und wenn das stimmen sollte, drängt sich mir der Eindruck auf, dass mein mutmaßlicher Irrer aus der Nachbarschaft mit einem scharfen Messer hier aufgetaucht ist, Charteris säuberlich die Kehle aufgeschlitzt und ihr dann mit dem Schwert den Kopf abgeschlagen hat.

Und die Speere? Entweder hat er sie vorher angefertigt und mitgebracht, oder Charteris hatte zufällig ein nettes Trio antiker Speerspitzen im Vorrat, die praktischerweise gleich auf nicht ganz so antike Besenstiele montiert waren. Oder jemand hat Charteris die Speerspitzen gestohlen, sie wieder zu Speeren gemacht und sie dann mitgebracht, um sie der bereits toten Frau in die Brust zu rammen.

Also meiner Meinung nach klingt das nicht besonders irre – aber nach meiner Meinung fragt ja niemand.

Ich sehe mich rasch im Rest des Hauses um. Alles sauber und ordentlich. Passt zum Alter, Geschlecht und Beruf der

Verstorbenen. Und zu dieser ruhigen, laubgrünen, sonnenbeschienenen Straße.

Kein Hund.

Aber ein paar sehr schmutzige Handschuhe, in der Küche zum Trocknen aufgehängt.

Im Gartenschuppen stehen nur ein paar alltägliche Geräte, alle trocken.

Es ist seltsam. Schon ein paarmal ist mir aufgefallen, dass die Gegenwart der Verstorbenen in ihrer Wohnung zunächst anzuschwellen scheint. Alles atmet die Persönlichkeit der Toten aus. Ihre Hoffnungen, Ängste, Verluste. Dann, während Verwandte und Ermittler sich über den Tatort hermachen – Gegenstände werden zur Untersuchung mitgenommen, Wertsachen verpackt und eingelagert, Strom und Wasser abgestellt, das Haus gereinigt –, verblasst diese Person, bis von ihr nicht mal mehr ein Abdruck zurückbleibt.

Doch jetzt gerade ist Charteris' Präsenz auf dem absoluten Höhepunkt. Ich spüre sie in jedem Staubkörnchen, jedem Blutfleck. Wenn ich nicht bei ihr unten im Wohnzimmer bin, sondern die anderen Zimmer inspiziere, komme ich mir irgendwie merkwürdig vor, als würde ich einer Person den Rücken zukehren, obwohl sie mit mir spricht. Bin ich hingegen im Wohnzimmer, fühle ich mich nur wohl, wenn ich ihren Kopf oder, besser, ihr Gesicht sehe.

Meinen üblichen Instinkt für das Opfer habe ich noch nicht entwickelt. Das liegt teils daran, dass man dem armen Mädchen mit einem Schwert den Kopf abgehackt hat, so was kann einen schon etwas erschüttern. Ihre Miene – wächsern, bleich, blind, schockiert – entspricht vermutlich nicht ihrem normalen Gesichtsausdruck. Aber das ist nicht alles. Diese Frau mit ihrem grauen Kurzhaar und den zupackenden Händen, die sich so gern und oft im Freien aufhielt, hat etwas an sich, das ich nicht entschlüsseln kann. Vielleicht würde mir das gelingen, wenn ich mehr Zeit mit

ihr hätte, aber die Uhr läuft. Jones wird mich schon bald rauswerfen.

Dann fällt mir etwas ins Auge, das mich schon beim Eintreten gestört hat und mir seitdem nicht mehr aus dem Kopf gegangen ist.

Etwas, das man zwar deutlich sieht, ohne aber auf Anhieb seine Bedeutung zu erkennen.

Charteris' Haupt auf der kleinen Kommode hat etwas von einer zur Schau gestellten Trophäe. «Schaut her, was ich Tolles angerichtet habe! Hier ist der Körper, da der Kopf.» Nur dass jemand, der um triumphale Showeffekte bemüht ist, mit der kleinen Kommode in der Ecke einen denkbar unscheinbaren Ort dafür ausgesucht hat. Wie viel effektvoller wäre es gewesen, den Kopf auf die Leiche zu setzen? Oder auf den Couchtisch. Oder ins Fenster. Oder egal, nur nicht in die Ecke.

Also wurde die letzte Ruhestätte des Hauptes wohl doch eher zufällig gewählt. Im Sinne von: «Okay, das wäre erledigt. Jetzt nur noch den Laptop geschnappt und das iPhone. Nein, du Dummerchen, den Kopf der Dame kannst du doch nicht mitnehmen! Wo kann man ihn schnell abstellen? Ah, hier ist Platz, gut. Lass uns bloß abhauen. Und hoffentlich merkt keiner, dass wir uns mit Blut bekleckert haben.»

Durchaus möglich. Ein Mord kann auch für den Täter dermaßen verstörend sein, dass er irres Zeug anstellt, dumme Fehler macht oder die ganze Sache vergeigt.

Doch hier ist jemand offenbar mit drei selbstgebastelten Speeren angerückt und hat sie der Toten nahezu dekorativ in die Brust gerammt. Das sieht mir nicht gerade nach Fehler oder Dummheit aus, daher möchte ich wetten, dass die Position des Kopfes eine ganz eigene, abgründige Erklärung hat.

Nur welche?

Charteris stiert mit leerem Blick Richtung Wand, wo ein gerahmter Spruch hängt, in schwer zu entziffernder, mit-

telalterlicher Schrift verfasst. Ich fotografiere den Text für später, bemühe mich aber trotzdem gleichzeitig, ihn zu entziffern:

Agitio ter consuli, gemitus britannorum ... Repellunt barbari ad mare, repellit mare ad barbaros; inter haec duo genera funerum aut iugulamur aut mergimur.

Gildas, *De Excidio et Conquestu Britanniae*

Obwohl ich kein Latein verstehe, kann ich mir gut vorstellen, dass «*britannorum*» und «*repellunt barbari*» genau das bedeutet, was man erwarten würde. Allerdings geht von diesen uralten Worten eine gewisse Anziehungskraft aus, ich spüre Qualen und Abgründe – und darin vielleicht auch einen zentralen Teil von Charteris selbst.

Sie flackert in mir auf, wird etwas greifbarer, aber dann sitzt mir Jones auf einmal im Nacken.

«Können Sie den Täter schon *spüren*, Sergeant? Fünf Minuten, hatte ich gesagt!»

Er gehört zu den Vorgesetzten, die Sarkasmus einsetzen wie ein russischer Kampfbulle seinen Schlagstock, aber das geht mir am Hinterteil vorbei. Da steh ich drüber. Duck mich geschmeidig drunter durch.

«Jawoll, Sir! Dürfte ich fragen, ob wir den Arbeitsplatz des Opfers gesichert haben?»

«Arbeitsplatz, Sergeant? Sie war bei der Open University. War also meist von zu Hause aus tätig.»

«Ich glaube, sie war an einer Ausgrabung beteiligt.» Ich erwähne die schmutzigen Wanderstiefel, die nicht ganz sauberen Fingernägel und das Fehlen eines Hundes oder erkennbarer Gartenarbeiten als alternative Erklärung dafür. «Sie ist schließlich Archäologin.»

Er legt eine kurze Sarkasmuspause ein. Es gehört tatsächlich zur vorgeschriebenen Vorgehensweise, alle mit dem Mord verbundenen Örtlichkeiten so schnell wie möglich zu sichern.

«Sehr aufmerksam von Ihnen! Wenn Sie sich in der Nachbarschaft umhören, sollten Sie fragen, ob jemand weiß, wo sie gearbeitet hat. Dann können wir gleich ein paar Leute hinschicken.»

«Jawoll, Sir!»

Ich verlasse den Tatort, indem ich im Fallschirmoverall und mit reißfesten Papierüberschuhen über Blutlachen hüpfte. Auf der Straße scheint immer noch die Sonne. Immer noch hängen Kätzchen von der Weide. Der rötliche Kater sitzt immer noch an Ort und Stelle, seine Intimzone ist nun picobello.

Gaynor Charteris ist bereits zu meiner vielleicht drittbesten Leiche avanciert, nur knapp hinter Prachtexemplaren wie Alina «Carlotta» Mischtschenko und der wunderbaren Mary Langton.

Kaum wartet man vierhundertdreiundfünfzig Tage – schon bekommt man eine echte Schönheit in die Finger.

Kapitel 3

Ich mache meine Arbeit.

Und zwar so ordentlich, dass nicht mal Bleddyn Jones was daran auszusetzen haben könnte, selbst wenn er sich Bullet Points speiend und mit bärbeißig gesträubten Barthaaren an meine Fersen heften würde.

Man hat mir drei Leute zugeteilt. Einer von ihnen, Joe Harris, wohnt schon ewig hier im Dorf. In Blitzgeschwindigkeit hat er mit den beiden Gemeindegeistlichen, dem Lehrer, den Leuten im Dorfladen, bei der Post und beim Friseur gesprochen. Die anderen beiden kommen, wie ich, aus Cardiff und haben keine Ahnung von den Gegebenheiten hier, aber sie tingeln tapfer von Haus zu Haus, stellen Fragen und sammeln Antworten. Ich stehe dem Ganzen zwar vor, bin mir aber nicht zu schade, selbst zum Hörer zu greifen und mich durch den Bürokratiedschungel der psychiatrischen Zentralen zu kämpfen, um eine Liste der Irren aus der Nachbarschaft zusammenzustellen, die sich auf Schwerter, Speere und Enthauptungen spezialisieren.

Nada, nix, Fehlanzeige.

Keine Verrückten in der Nachbarschaft.

Außer Charteris selbst, mit ihrer Liebe zu Ritterschwertern und antiken Speerspitzen.

Die Hypothese vom Irren aus der Gegend habe ich ohnehin nicht für plausibel gehalten, aber sei's drum, man muss alle Möglichkeiten in Betracht ziehen.

Wir finden außerdem schnell heraus, wo Gaynor Charteris sich die Stiefel schmutzig gemacht hat. Der Name der Ortschaft, Dinas Powys, bedeutet übersetzt so viel wie «Festung der Landbewohner», und wie sich vermuten lässt, stoßen wir kurz nach der Ortschaft in Cwm George auf eine flache Anhöhe mit den Überresten einer Burgwallanlage aus der Eisenzeit. In den fünfziger Jahren hat es hier bereits

Ausgrabungen gegeben, doch wie es aussieht, war Charteris daran interessiert, noch einmal auf Nummer sicher zu gehen, und hatte dafür sogar einige Studenten aus Cardiff engagiert.

Diese Information gebe ich sofort an Jones weiter, der ein paar Uniformierte als Wachen auf dem Hügel abstellt.

Eine Stunde später, mein Team hat sich eingegroovt, und es gibt nichts Wichtiges zu tun, das meiner Aufmerksamkeit bedürfte, frage ich bei Jones nach, was sich aus meiner Info ergeben hat. Manipuliere ihn geschickt, damit er mich zu den Uniformierten auf den Hügel lässt. Begeistert ist er allerdings nicht gerade. Ich fahre trotzdem hoch.

Ein kleiner Parkplatz, überwiegend von Hundebesitzern genutzt, wie es aussieht.

Kofferraum auf, Wanderstiefel und Fleecejacke an.

Ein Schotterweg schlängelt sich in den Wald hinein.

Buchen, Efeu und dunkel glänzendes Farnkraut. Die Bäume dämpfen alle Geräusche. Tiefer im Wald verliere ich die Verbindung zur Außenwelt. Fast erwarte ich, dass gleich ein Ritter auf seinem Schimmel um die Ecke prescht. Mit klirrenden Sporen und raschelnder Seidenschabracke. Der Bann ist stark und befremdlich genug, dass ich tatsächlich einem der Uniformierten zurufe, um mich zu vergewissern, dass ich hier richtig bin.

Bin ich, und schon bald habe ich sie gefunden.

Die Anhöhe mit Resten einer Burgwallanlage, noch gut zu erkennen. Und direkt darunter ein kleiner grüner Bauwagen, die offene Tür wiegt sich in der zaudernden Brise. Es hängt ein Vorhängeschloss daran, aber das Scharnier ist aus der dünnen Wand herausgerissen worden und baumelt einfach so herunter, mitsamt Schrauben.

Ich betrete den Bauwagen.

Die beiden Uniformierten haben sich mit drei Zivilisten hier versammelt, vermutlich Studenten. Zwei Jungs, beide langhaarig, und ein großes, mageres Mädchen mit blasser,

durchscheinender Haut. Alle tragen schwere Stiefel, alte Jeans, warme Mäntel. Dreck an Schuhen und Knien.

Im Wagen stehen ein paar Campingstühle, das Regal an der Wand ist voller Schlamm, wie alles andere, aber auch irgendwie sauber. Als hätte sich jemand die Mühe gemacht, alles abzuwischen und durchzufegen, wenn auch mit mäßigem Erfolg. In der Ecke lagern schwere Werkzeuge – Spaten, Harken, Hacken –, ein paar kleinere Gerätschaften – Kelle, Pinsel, Bürsten, Hämmer – liegen ordentlich auf dem Regal daneben aufgereiht. Dort stehen auch eine orangefarbene Waschschüssel und zwei große Plastikkanister, fünfzig Liter oder so. Die anderen Fächer sind leer. Das Wasser auf dem Gaskocher beginnt zu brodeln.

«Typisch CID», sagt der Uniformierte neben dem Kessel. «Immer pünktlich zum Tee.»

Er schüttet das heiße Wasser in eine Kanne. Normaler Schwarztee. Eigentlich habe ich immer meine Pfefferminzteebeutel dabei, aber heute werde ich mich zur Abwechslung mit dem großen, bösen Koffeinmonster anlegen.

Die Studenten stellen sich vor. Katie, Mitch und Rob. Katie – dunkelblondes, kompliziert geflochtenes Haar, Nasenpiercing und ein paar Sternchentattoos hinterm Ohr – scheint mir die Königin dieses Völkchens zu sein, denn die anderen schauen eindeutig zu ihr auf.

Alle drei stehen offensichtlich unter einem bösen Schock. Als Rob versucht, sich einen Stuhl zu angeln, greift er daneben und stolpert. Beim zweiten Mal ist er erfolgreicher, aber die Konzentration, die ihn das kostet, steht ihm ins Gesicht geschrieben. Auch wenn er spricht, klingt er angestrengt und artikuliert seine Worte mit übertriebener Deutlichkeit.

Ich wende mich dem anderen Uniformierten zu. Er heißt Rhys und soll mich auf den neuesten Stand bringen. Zusammen mit seinem Kollegen hat er die drei befragt und dabei erfahren, dass sie alle Gaynor Charteris kannten und mit ihr

gearbeitet haben. Die Ausgrabungen hätten ihnen Freude bereitet und seien sehr produktiv gewesen. Man habe sich prima verstanden. Keiner wisse von irgendwelchen Anfeindungen gegen Dr. Charteris, auch habe sie nicht verängstigt oder angespannt gewirkt.

Es gibt nur eine Auffälligkeit.

Katie, die sich am Regal festhält, fragt: «Wissen Sie, wo unsere Sachen sind? Die Fundstücke?»

Die Uniformierten sehen mich an.

Nee. Keine Ahnung. Hat nix mit mir zu tun.

Ich frage Katie, was genau fehlt.

«Eigentlich alles. Nur unsere Werkzeuge nicht, die sind noch da. Aber alles andere.»

Ihr schockierter Blick wandert über die leeren Fächer und zu mir zurück. Etwas stimmt nicht mit ihr. Ihre Bewegungen sind verzögert, un gelenk.

«Okay. Bitte alle raus hier!», sage ich.

Wenn hier ein Einbruch mit Diebstahl vorliegt, müssen wir davon ausgehen, dass der Bauwagen was mit dem Mord zu tun hat. Und daher müssen wir auch ihn – obwohl bereits kontaminiert – im Zuge unserer Ermittlung sichern.

Wir versammeln uns draußen auf dem Rasen.

Als ich mich genauer nach dem Projekt erkundige, stellt sich heraus, dass die Arbeiten schon vor drei Wochen begonnen haben und es sich um eine Erkundungsgrabung zur Vorbereitung von noch viel umfangreicheren Aushebungen handelt, die für den Sommer geplant sind. Die ersten Funde haben bereits gezeigt, dass die Stätte noch viel zu bieten verspricht.

Die bezopfte, tätowierte Katie erklärt: «Wir haben hier eine eindrucksvolle Burgwallanlage aus der Eisenzeit. In Großbritannien gibt's davon Tausende, überall im Land verstreut, und Hunderte allein in Wales. Diese hier ist nicht mal besonders groß, aber sehr gut gesichert.» Sie erwähnt

den sanft ansteigenden Hügel und das mehrstufige Graben- und Wallsystem.

«Aha, soso», ist mein unsicherer Beitrag zu dieser Unterhaltung. Was soll ich auch fragen, wenn ich nicht mal weiß, was auf dem Spiel steht?

Katie fährt fort. «Um 43 unserer Zeit - hieß früher nach Christus - haben die Römer Großbritannien erobert. Es hat ein bisschen gedauert, bis sie Südwales erreichten, aber danach hat sich auch diese Gegend romanisiert. Obwohl ganz Wales theoretisch unter römischer Kontrolle gestanden hat, besaßen die Römer über die Gebiete nördlich und westlich von hier praktisch nur die militärische Vorherrschaft. Römische Villen und so weiter findet man nur in Glenmorgan.»

«Sieh an.»

«Weil unter den Römern Frieden geherrscht hat, sind solche Anlagen zusehends verfallen. Wenn so ein Augustus nur einen Tagesmarsch weit entfernt mit seiner Zweiten Legion in Caerlon steht, wird militärischer Firlefanz wie dieser hier komplett überflüssig. Die Anlage war also vermutlich noch bewohnt, aber strategisch nicht mehr wichtig.»

«Und es gab nichts Wertvolles zu finden?», frage ich. «Also keine Schatzkammern voller Gold und Silber? Nichts, wofür sich ein Mord lohnen würde?»

«Überhaupt nichts. Gut, manche unserer Fundstücke könnte man als wertvoll betrachten. Ein paar römische Münzen, Nägel, Keramik. Aber dafür richtig Geld einsacken? So was kann man auch für ein paar Zerquetschte auf eBay ersteigern. Der Wert ist also eher historisch.»

«Ach so.»

Ich bin enttäuscht. Unsere kleine Spur scheint ins Leere zu laufen. Meine Hoffnung im Keim erstickt.

Und doch: Der Diebstahl ist tatsächlich passiert, das aufgebrochene Schloss keine Einbildung.

Katie ist noch nicht fertig. Was als Nächstes kommt, ist ihr offenbar sehr wichtig. «Aber das ist Nebensache. Der

wahre Ruhm dieser Stätte liegt in dem begründet, was sich nach Abzug der Römer hier ereignet hat.»

«Ach ja?»

«Also, wir haben Ende des vierten Jahrhunderts. Das Römische Reich wird vom Norden und Osten her angegriffen. In weiten Teilen des Reiches werden germanische Söldner eingesetzt, und viele denken sich: Das ist doch Mist! Wir nehmen uns einfach, was wir haben wollen. Und die Römer kriegen Panik. Zuerst ziehen sie sich aus dem Norden und Westen des Landes zurück, also auch aus diesem Gebiet. Und um 410 unserer Zeit ziehen sie sämtliche Truppen ab. Alle. Sorry, Leute, wir sind raus. Ab jetzt seid ihr verantwortlich. Viel Glück.»

«Keine besonders gute Nachricht, nehme ich an?»

«Überhaupt nicht. Auf einmal wird Dinas Powys wieder wichtig. Wird wieder in Beschlag genommen und besser geschützt. Burgwallanlagen wie diese hier sind jetzt die sichersten Orte der Gegend. Und genau an dieser Stelle, wo wir sitzen, befindet sich eine phantastische Ausgrabungsstätte. Mit eindrucksvollen Abwehrsystemen. Wir sind mitten in der reichsten Gegend von Wales. Direkt an der Küste und in der Nähe eines gut ausgebauten Hafens. Als britischer Edelmann kurz vor dem Hereinbrechen des Mittelalters ist man hier bestens aufgehoben. Hohe Sicherheit. Handel. Wein aus Spanien und Italien. Die fetten Jahre sind noch lange nicht vorbei. Deswegen ist Dinas Powys so wichtig. Hier gibt es die größte Ansammlung von Funden aus dem frühen Mittelalter in ganz Wales. Man findet in England keine vergleichbare Stätte.»

Sie erzählt mir, auf welche Stücke das Team bereits gestoßen ist. Hinweise auf Schmuckherstellung. Schmiedearbeiten. Tierzucht: Bei einer früheren Ausgrabung wurden zweiundzwanzigtausend Tierknochen gefunden.

«Und das Zeug, das gestohlen wurde? War da irgendwas dabei? Ich meine, irgendwas historisch Bedeutsames?»

Katie schüttelt den Kopf. «Nein, eigentlich nicht. Es handelt sich ja nur um eine explorative Grabung. Wir wollten eine Strategie für den Sommer entwickeln. Aber wir haben genug entdeckt, um sicher sagen zu können, dass es sich lohnen wird, tiefer zu schürfen. Allerdings gab es bisher kein einzelnes Fundstück, das uns umgehauen hätte.»

«Ist Dr. Charteris manchmal allein hergekommen? Hat sie je ohne ihr Team gegraben?»

Katie und die anderen lachen, vielleicht ein bisschen verschämt.

Sie versucht, es mir behutsam beizubringen. «Gaynor hat allein gewohnt. Ihre Kinder sind in Australien. Sie war eine begeisterte Archäologin. Ich glaube, sie hatte eine Menge Freunde, aber wahrscheinlich wohnten die nicht in der Gegend. Also ist sie natürlich so oft hergekommen wie möglich. Sie war gern hier.»

Ich glaube, sie will mir damit durch die Blume mitteilen, dass Dr. Charteris etwas obsessiv war. Vielleicht auch etwas zu sehr.

Ich denke an den Kopf mit dem grauen, praktischen Kurzhaarschnitt in der kleinen Vorortsiedlung da unten. Der starre Blick, auf den lateinischen Kurztext gerichtet. Es ergibt überhaupt keinen Sinn, aber ich habe das irrationale Gefühl, dass Charteris ihren abgetrennten Kopf mit Absicht so hingedreht hat, dass sie Gildas' Worte lesen konnte:

Repellunt barbari ad mare, repellit mare ad barbaros; inter haec duo genera funerum aut iugulamur aut mergimur.

Wieder flackert etwas in mir auf. Wie ein Flüstern der wahren Charteris. Unser Opfer, unsere Leiche, unser Kopf.

Ich speichere den Gedanken für später ab. «Okay, und nehmen wir an, sie hätte ... sagen wir mal einen römischen Kelch gefunden. Gold, Rubine oder so was. Wem gehört das dann? Was passiert damit?»

Katie erklärt, dass der Landbesitzer den Profit einstreichen würde und nicht der Finder. «Außerdem war Gaynor nicht an Geld interessiert. Überhaupt nicht.»

Ich stelle noch ein paar andere Fragen. Erfahre aber keine interessanten Neuigkeiten. Schließlich rufe ich Jones an.

Wenig überraschend ist er nicht beeindruckt. Der Diebstahl ist verdächtig genug, um eine polizeiliche Bewachung der Ausgrabungsstätte zu rechtfertigen – was bedeutet, dass die Uniformierten weiter Tee trinken können, hier oben, zwischen diesen windumtosten Bäumen, diesen antiken Wällen – aber: «Ich will, dass Sie weiter im Ort herumfragen. Da oben haben Sie Ihre Leute nicht im Visier.»

In Wahrheit habe ich die ganze Zeit über engen Kontakt zu meinen drei Männern gehalten. Nur nicht während des kurzen Gesprächs mit Katie.

Aber ich gehorche brav und folge seinen Anweisungen.

Bitte die Uniformierten, vor Ort zu bleiben. Bitte Jones, ein paar Leute von der Spurensicherung herzuschicken. Die Studenten wollen zurück nach Cardiff. Wie sich herausstellt, macht Katie gerade ihren Doktor. Die anderen sind noch im Masterstudium, was die Hierarchie in der Gruppe erklärt.

Als wir an der Seite des Bauwagens entlang zum Parkplatz zurückmarschieren, bemerke ich, dass Katie weint. Ich schicke die anderen beiden voraus. «Katie?»

Sie wischt sich über die Augen, blau wie antike Meere und ferne Horizonte. «Wer macht so was? Ausgerechnet Gaynor umzubringen. Und die Ausgrabungen. Die sind jetzt total versaut. Es ist einfach ...»

Ihre Lippen zittern, ihre Gefühle sind nackt und unverhohlen. Sie trauert um ihre Freundin und Kollegin, aber ihre Trauer um die vorzeitig beendeten Grabungen scheint genauso stark. Das kommt mir allerdings etwas befremdlich vor, doch gewaltsame Todesfälle sind ja auch nicht gerade normal. Da kann man schon mal schräg reagieren.

Nach einer Weile sind ihre Tränen versiegt.

Hinter dem Bauwagen wächst hohes Gras, in dem sich Laub gesammelt hat, schwarz und nass. Sie tritt gegen den Haufen, verliert den Halt und muss sich an der Wand festhalten, um nicht zu stürzen.

«*Fuck!*» Sie bleibt kurz stehen, um wieder zu Atem zu kommen, doch es klingt immer noch unregelmäßig, asthmatisch. Und dann tritt sie noch mal gegen den Haufen. «Ha! Wenigstens das haben sie nicht gefunden!»

«Das» entpuppt sich als Steinfragment, ein Stück Mauerwerk, mit einer dicken Patina überzogen. Es sieht aus wie etwas, das man sofort entsorgen würde, wenn man es im eigenen Garten fände. Moosüberwachsen, schmutzig, zerbrochen: Bauschutt.

Ich hebe die Brauen. «Na, so ein glücklicher Zufall, Katie! Gut, dass die das nicht entdeckt haben.»

Sie sieht mich entgeistert an, dann lacht sie mich aus.

«Ja, okay. Ich weiß, es sieht nicht besonders wertvoll aus.»

«Doch in Wirklichkeit verbirgt sich dahinter ein unbezahlbares ... ähm ... was noch mal genau?»

«Es ist sehr alt. Wir haben noch keine Tests gemacht, aber dem Aussehen nach könnte es aus dem frühen Mittelalter stammen, oder vielleicht sogar aus der Zeit davor.»

«Ein Steinbrocken?»

«Es ist kein Brocken, sondern ein gemeißeltes Fragment.» Sie schiebt das Gras beiseite, damit ich es besser sehen kann. «Wahrscheinlich gehört es zu einem Steinkreuz oder einem Grabstein. Also ein netter Fund. Aber es kommt noch besser. Sehen Sie her.»

Sie geht ein paar Schritte weiter, zieht einen anderen Stein aus dem Boden und legt ihn neben das Steinkreuzfragment. Beide unterscheiden sich eindeutig.

Das ist auch mir klar. Dennoch verstehe ich nicht, worauf Katie hinauswill.

Sie sieht mich an, als hätte sie mir eine Frage gestellt, auf die ich eindeutig eine Antwort wissen müsste. Offenbar überlegt sie, welche Information sie mir noch liefern soll.

Dann fällt es ihr ein. Sie startet einen neuen Versuch.

«Das ist einfache Geologie. Die Steine hier stammen aus der Trias. Stellen Sie sich vor, Sie sind ein Christ im Mittelalter und wollen einen Grabstein meißeln. Natürlich nehmen Sie dafür das, was auf Ihrem Boden rumliegt. Dieser Stein hier sieht allerdings silurisch aus. Vielleicht sogar ordovizisch. Im nördlichen und mittleren Wales kommt das überall vor, genau wie in Irland. Aber hier in der Gegend? Fehlanzeige.»

Ich schüttele den Kopf. Es ist einigermaßen skurril, dass wir uns im Rahmen einer Todesermittlung über walisische Geologie unterhalten, doch solange ich nicht weiß, was hier wichtig sein könnte und warum, ist erst mal alles wichtig.

Ich verarbeite Katies Erklärung.

«Okay, also hat jemand einen Steinklumpen hertransportiert - wahrscheinlich mit dem Boot -, um daraus ein Steinkreuz zu meißeln.»

«Wahrscheinlicher ist es, dass jemand im Norden oder in der Mitte von Wales ein Steinkreuz gemeißelt und es dann erst hergebracht hat.»

«Was nach ziemlich viel Aufwand klingt, wenn man bedenkt, dass hier genug Steine rumliegen.»

«Genau. Warum macht sich also jemand die Mühe?»

Ich schüttele erneut den Kopf. Die Rätsel der Gegenwart finde ich schon verwirrend genug, da muss ich mich nicht noch mit den Mysterien des Mittelalters beschäftigen.

Wir tauschen Blicke.

Sie kann meine Fragen nicht beantworten, ich ihre auch nicht.

Als wir auf dem Parkplatz eintreffen und sie zu ihren Leuten in einen schmutzigen blauen Ford Fiesta steigen will, fällt mir noch was ein.

«Katie, kennen Sie sich mit Speeren aus? Können Sie echte antike von gefälschten unterscheiden?»

«In einem Labor, klar.»

«Und wenn ich sie Ihnen einfach zeigen würde?»

«Vielleicht. Kommt drauf an.»

Ich bitte sie mitzukommen. Verspreche ihr, dass jemand sie anschließend nach Cardiff bringen wird. Wenn's sein muss im Streifenwagen. Sie ist einverstanden.

Wir fahren den Hügel hinab. Ich melde mich bei meinem Dreierteam. Joe Harris hat alles unter Kontrolle, und die Liste der Befragten ist bereits erfreulich lang. Ein paar Lücken gibt es noch. Charteris hat im Gemeindechor gesungen, und wir wollen mit den anderen Mitgliedern sprechen. Abgesehen davon haben wir gute Arbeit geleistet. Das teile ich Harris auch mit.

Auf der betonierte Einfahrt zu Charteris' Garage erstatte ich Jones Bericht. Er ist mies gelaunt, motzt aber nicht rum. Ich soll weiterermitteln, sagt er.

«Ja, Sir. Noch eine Sache: Ich habe Katie Smith dabei, eine Expertin für Kunst des Altertums. Vielleicht sollte sie unser Schwert und die Speere mal genauer inspizieren.»

Jones sieht mich misstrauisch an, ein finsterer Blick aus den verengten Augen eines Mannes, der überlegt, ob er sich auf mein Spiel einlassen soll.

Er sucht nach einem Haken, kann aber keinen finden, also murmelt er sein Einverständnis, vorausgesetzt, die Kriminaltechniker lassen eine «Zivilistin» ins Haus.

Am liebsten hätte ich mich mit ihm angelegt. Katie als «Zivilistin» zu bezeichnen klingt, als wäre sie eine Gafferin von der Straße, die aus morbider Neugier den Tatort anglotzen will. Stattdessen haben wir es hier mit einer hochausgebildeten Expertin zu tun, die sich bereiterklärt hat, für uns ein wichtiges Beweismittel zu begutachten - und zwar ohne Bezahlung.

Das behalte ich zwar für mich, aber das Paradepony mache ich ihm auch nicht. Wahrscheinlich stehe ich ohnehin schon auf seiner schwarzen Liste.

Ich wende mich Katie zu.

«Es wird kein schöner Anblick. Machen Sie sich auf was gefasst.»

Sie nickt nervös.

Ein Typ von der Spurensicherung informiert uns, dass man die letzten Proben entnommen und die fotografische Dokumentation abgeschlossen hat. Trotzdem händigt er uns Schutzanzüge, Überschuhe, Hauben und Latexhandschuhe aus. «Nur zur Sicherheit.»

Wir betreten das Haus.

Jemand hat Charteris' Kopf mit einem blauen Tuch bedeckt. Ihren Nackenstumpf auch. Das Zimmer ist grell mit Halogenstrahlern beleuchtet, vermutlich für den Fotografen. Das alte Wohnzimmer kann man schon nicht mehr als solches erkennen. Es ist fast wie bei diesen Filmen, die im Zeitraffer zeigen, wie Dschungelflora und -fauna aufblüht und verdorrt. Sterbende Tiere, die zu Kadavern verfallen. Größere Tiere, die den Gerippen das Fleisch abziehen. Aasfresser, die Knochen sauberpicken. Dann die Ameisen und Insekten. Schimmel. Moos und Regen und Sonnenlicht und fallendes Laub. Und während man fasziniert zusieht, wie daraus wiederum neues Leben wächst, sich mit aller Macht emporreckt, hat man fast vergessen, dass das, was man da sieht, auch ein Friedhof ist. Eine Art Bestattung.

Ich nehme Witterung auf, nach dem Duft der Toten. Will ihre Gegenwart riechen. Sie ist schon fast verschwunden.

Trockene bleiche Knochen im Dickicht.

Ein Leben, in Blut gezeichnet.

Katie weicht mir nicht von der Seite. Die Flecken am Boden sind mittlerweile getrocknet. Instinktiv versuche ich, nicht auf die größeren Stellen zu treten, aber Katie geht und

steht, wo es ihr passt. Getrocknetes Blut wirbelt in rostroten Flocken um sie herum auf.

Zu den Füßen der Leiche bleibe ich stehen.

«Oh!»

Katie zieht dieselbe Grimasse wie alle Neulinge. Ich beobachtete sie eindringlich, um festzustellen, ob sie etwas verbirgt. Wir können nicht ausschließen, dass sie mehr weiß, als sie uns gesagt hat. Aber in ihrem Gesicht steht nicht mehr als das, was man erwarten würde. Schock, Verstörung, Trauer.

Und wieder diese abgehackte Atmung.

Sie zählt eins und eins zusammen, dann dämmert ihr offenbar langsam, was geschehen sein muss. Was unter dem blauen Tuch auf dem Computertisch liegt.

«Darf ich?», fragt sie.

Ein Kriminaltechniker sitzt am Küchentisch und beschriftet Asservatenbeutel. Ich sehe ihn mit fragendem Blick an, er zuckt die Achseln. «Aber nicht anfassen!»

Vorsichtig hebe ich das Tuch an.

Da ist der Kopf wieder. Vertraut. Beruhigend.

Das graue kurze Haar. Die lichtlosen Augen. Der grimige, missbilligende Mund.

Ein vergnügtes Kichern steigt in mir auf. Ein Gefühl des Erkennens. Mehr noch, der Freundschaft. Verbundenheit.

Aus unerfindlichen Gründen bin ich froh, dass sie noch Blutspritzer im Haar hat. Sie mochte es, wenn sie mit Schlamm beschmiert war. Das rhythmische Graben. Die einfachen Werkzeuge. Das Knien im Dreck. Einen blitzsauberen Tod hätte sie sicher nicht gewollt.

Wie so oft würde ich gern die Hand ausstrecken. Der Toten übers Haar streichen. Mit dem Finger die Konturen ihres Gesichts nachzeichnen.

Würde ich gern, tu ich aber nicht.

Katie betrachtet den Kopf eine Weile schweigend, dann bedecke ich ihn wieder mit dem Tuch.

Wir wenden uns dem Rest der Leiche zu. Dem Schwert und den Speerspitzen.

Das Schwert hat sie schnell abgekanzelt.

«Das hier ist eine moderne Replik eines angelsächsischen Schwerts. So was ist im Internet zu kriegen. Es gehörte Gaynor und hat an dieser Wand gehangen.» Sie zeigt auf die leeren Haken. «Ist überhaupt nicht antik.»

Die Speerspitzen sind allerdings eine andere Nummer.

Sie kniet sich hin, um sie genauer in Augenschein zu nehmen. Beugt sich vor. Stützt sich fast auf Charteris' Brust ab, kriegt aber gerade noch die Kurve. Tut es dann doch, als sie sich weiter vorbeugt.

Sie betrachtet alle drei Spitzen aus nächster Nähe und jeder Perspektive. Dann weicht sie zurück.

«Und?», frage ich.

«Ähm, ganz genau kann ich es nicht sagen, bis ich sie in einem Labor untersuchen kann ...»

«Aber?»

«Ich glaube, die sind echt. Wenn das hier Fälschungen sein sollten, hat sich jemand sehr viel Mühe gegeben. Die Gebrauchsspuren, die Patina, sogar die Eisenqualität. Stimmt alles.»

Sie deutet auf eine Kerbe in einer der drei Spitzen, wo sich die gebogene Klinge verjüngt und in den Schaft übergeht.

«Die Speere aus der Eisenzeit waren sehr einfach und die Spitzen nicht besonders stabil. Solche Verformungen sieht man häufig. Die Speere, die tatsächlich bei Schlachten eingesetzt wurden, sind oft verbogen. Moderne Nachbildungen weisen selten solche Gebrauchsspuren auf, weil die Kunden keine defekte Ware kaufen. Ohne weitere Untersuchungen kann ich keine endgültige Aussage treffen, aber ich würde mal behaupten, dass diese Spitzen echt sind.»

«Aus welcher Zeit stammen sie ungefähr?»

«Dazu brauche ich Tests. Sorry.»

«Spekulation?»

«Hm. Eisenzeit? Römisch. Wenn sie angelsächsisch sind, dann ziemlich früh.»

Sie spricht ganz lässig über Gegenstände, die immerhin aus vorchristlicher Zeit stammen könnten.

«Und die gehören nicht Gaynor?», frage ich. «Wenn sie so was besessen hätte, wüssten Sie das, oder?»

«Nein, das sind nicht ihre. Sie war der festen Meinung, dass echte antike Fundstücke ins Museum gehören. Nachbildungen hat sie gern gesammelt. Auch Sachen, die so unwichtig sind, dass Museen kein Interesse daran haben. Aber diese antiken Speerspitzen? Auf keinen Fall.»

Sie erhebt sich. Und jetzt, wo sich ihre Aufmerksamkeit von speziellem Fachwissen ab- und ihrer Umgebung zuwendet, fällt ihr wieder ein, wo sie sich befindet und was hier vor ihr liegt.

Stumm und ohne um meine Erlaubnis zu bitten, hebt sie das Tuch erneut an, um Charteris' Kopf zu betrachten.

«*Requiescat in pace*», murmelt sie. Sie wendet den Blick nicht ab, lässt das Tuch aber schließlich respektvoll wieder sinken.

«Sie können also Latein, oder?», frage ich.

«Klar.»

«Können Sie das hier übersetzen?»

Ich zeige an die Wand. Auf das mittelalterliche Fragment, auf dem Charteris' Blick ruht.

«Klar. Das ist Gildas. *Groans of the Britons.*»

Ich sehe sie verständnislos an.

«*Das Stöhnen der Briten*. Gildas ist ein Mönch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Ein Heiliger, wenn man's genau nehmen will. Seine Niederschriften zählen zu den frühesten Quellen aus jener Zeit.»

Und dann übersetzt sie:

«An Aëtius, dreifacher Konsul: das Stöhnen der Briten ... Die Barbaren treiben uns ins Meer, das Meer treibt uns

zu den Barbaren zurück; so ertrinken wir oder werden niedergemetzelt. Gildas, ‹Der Niedergang Britanniens›.»

«Und die Barbaren waren in diesem Fall die ...?»

«Stämme aus dem Norden. Die heutigen Schotten und Iren.»

Sie beantwortet die Fragen, doch ihre Worte fallen fast geräuschlos herab, wie Kieselsteine in einen tiefen Brunnen. Plötzlich kommt mir dieses Gespräch über ewig zurückliegende Konflikte angesichts der Toten aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert irrelevant vor, ja geradezu respektlos. Dennoch ist es erstaunlich, dass die dunkle Vergangenheit immer wieder an dieser Ermittlung zu zerren scheint, obwohl wir gerade erst damit begonnen haben.

Gestohlene mittelalterliche Fundstücke. Speerspitzen aus der Eisenzeit. Gildas und sein lateinischer Hilferuf.

Wir gehen.

In den Häusern von Toten verändert sich die Luft.

Sie riecht anders. Nach Blut, unter grellen Halogenlampen gebacken. Und nach Papieroveralls, was mich an frisch bestückte Schreibwarenregale erinnert.

Und dann ist da noch etwas Eingesperrtes. Als hätte sich die Seele der Verstorbenen schon längst von der alten, verbrauchten Hülle befreit, die da jetzt am Boden liegt, wenn ihr nicht der Mut fehlen würde für den endgültigen Absprung. Doch bald wird sie das Zimmer verlassen, das Haus, die Straße, die Stadt. Mit dem Wind davonfliegen, glitzernd und frei. Für immer.

Hier draußen, wo es hell ist und die Luft ganz normal riecht, empfinde ich Erleichterung.

Ich sehe mich nach einem Streifenwagen um, der Katie nach Cardiff zurückbringen könnte. Als ich einen gefunden habe, winke ich sie herbei. Sie hinkt ein wenig mit dem rechten Fuß. Als sie bemerkt, dass es mir aufgefallen ist, verfinstert sich ihre Miene, und sie bewegt sich nun mit besonderer Sorgfalt vorwärts. Ich frage mich, ob es was mit

Drogen zu tun hat. Klar ist, dass sie es vor mir verbergen will.

Sie steigt ein.

Ich halte die Tür auf und lehne mich ins Wageninnere.

«Sie sind nie zurückgekehrt, oder?»

«Wer?»

«Die Römer. Sie sind nicht gekommen.»

«Nein.»

«Also waren die Briten ziemlich gearscht, oder? Man hat sie im Stich gelassen.»

Katie lacht und sagt etwas mit ihrem kristallklaren Oxford-Akzent. «Das müssten Sie am besten wissen, schließlich sind Sie Waliserin. Diese Briten waren Ihre Vorfahren, nicht meine. Aus Ihrer Sicht bin ich eine von den Barbaren mit zotteligem Arschhaar.»

Sie zieht eine Grimasse wie eine Barbarin mit zotteligem Arschhaar, dann lacht sie. Es ist das verkrampfte, übertriebene Lachen einer Trauernden.

Der Streifenwagen fährt los.

Drei antike Speerspitzen in der Brust einer Toten.

Eine grausame Enthauptung.

Eine Insel, von den römischen Besatzern verlassen.

Und ein Fall, für den eine vierhundertzweiundfünfzigstündige Wartezeit fast angemessen erscheint.

[...]